

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Beton

ISSN: 0555-9308

45. Jahrgang, 2025-1

Beton im Kirchenbau Kirchtürme der Nachkriegsmoderne

Abstract

Beton ist das dominante Baumaterial im Kirchenbau der Nachkriegsmoderne. Dank des Gussverfahrens und der hohen Tragfähigkeit ermöglicht das Material neue Formgebungen, was sich auch auf die Gestaltung der Kirchtürme auswirkt. Der Aufsatz bietet eine kleine Geschichte bzw. Typologie des Kirchturms von 1950 bis in die Gegenwart anhand der römisch-katholischen und evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz. Dabei wird auch die Frage diskutiert, welches Selbstverständnis von Kirche sich in der Formgebung und Symbolik der Türme spiegelt.

Concrete is the dominant building material in post-war modernist church buildings. Thanks to the casting process and its high load-bearing capacity, the material enables new forms of design, which also has an impact on the design of church towers. This essay offers a brief history and typology of church towers from 1950 to the present, based on the Roman Catholic and Protestant churches in Switzerland. It also discusses the question of which self-image of the church is reflected in the design and symbolism of the towers.

Der Beton bzw. der Stahlbeton, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt wird, etabliert sich im 20. Jahrhundert als wichtigstes Baumaterial im modernen Bauwesen. Er findet Verwendung für Industriebauten, Brücken, Tunnel, Hochhäuser, im Wohnungsbau und auch für Kirchen. Die erste in Sichtbeton (das heißt, mit roh belassener, nicht verputzter Betonoberfläche) errichtete Kirche ist Notre-Dame in Le Raincy bei Paris (1922–1923, Architekt Auguste Perret), kurz danach, 1924–1927, baut Karl Moser die erste Sichtbetonkirche in der Schweiz, die Antoniuskirche in Basel. Dank seiner hohen Tragfähigkeit (durch die Kombination der Druckfestigkeit des Betons mit der Zugfestigkeit von Stahl) und der fast beliebigen Formbarkeit (durch das Gussverfahren) erlaubt der Stahlbeton neue Formgebungen in der Architektur, wovon auch im Kirchenbau Gebrauch gemacht wird. Vieles ließe sich dazu sagen: zu den insbesondere in der Nachkriegszeit entstandenen neuen Kirchenbauten mit ihrer vielfältigen Formensprache, zur Gewöhnungsbedürftigkeit des Sichtbetons im Sakralbau (insbesondere in der Variante des *Béton brut*, des rohen Sichtbetons mit grober Schalungsstruktur), zu den wunderbaren Übernahmen, die etliche Betonkirchen im Volksmund erhalten haben – Namen wie „Seelensilo“ oder „Gottesbunker“ – oder zu den Herausforderungen, die die Alterungsprozesse des Stahlbetons aus restauratorischer und denkmalpflegerischer Sicht darstellen (vgl. die Beiträge in: Schweizer und Leuenberger 2009; Erne & Probst 2014).

Ich möchte im vorliegenden Beitrag meinen Fokus auf die Kirchtürme richten. Sie haben, so darf behauptet werden, in besonderer Weise vom neuen Baustoff des

Stahlbetons profitiert. Dies erkennt schon 1953 der Autor eines kleinen Beitrags über Kirchtürme im *Cementbulletin*, herausgegeben von der TFB AG, einer Firma, die technische Forschung und Beratung für Zement und Beton anbietet (Wagner 1953, 2): „Durch die Erfindung des Eisenbetons [...] eröffnen sich für den Kirchturmbau neue, ungeahnte Möglichkeiten.“ Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts werden Kirchtürme gebaut, wie man sie bis dahin noch nicht gesehen hat. Erstaunlicherweise hat bislang – mit Ausnahme von Schnell 1969 – noch nie jemand dem Thema einen Überblick gewidmet. Diesen möchte ich hier versuchen, auch wenn ich mir bewusst bin, dass es im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nur eine Skizze sein kann. Der materielle Aspekt soll dabei nicht im Zentrum stehen, vielmehr möchte ich allgemeiner fragen, welche Typen von Kirchtürmen von 1950 bis heute gebaut wurden, wie diese zu deuten sind und ob eine Entwicklung zu beobachten ist. Als Forschungsgegenstand wähle ich die in der Schweiz errichteten Kirchtürme der römisch-katholischen und der evangelisch-reformierten Kirchen und Gemeindezentren.

Mit der „Datenbank Moderner Kirchenbau in der Schweiz“ (abrufbar unter <https://www.schweizerkirchenbautag.unibe.ch>) steht mir ein Instrumentarium zur Verfügung, das es mir erlaubt, alle seit 1950 in der Schweiz errichteten Kirchtürme bzw. Lösungen für die Anbringung der Glocken in den Blick zu nehmen und meine Aussagen nicht nur auf punktuelle Beispiele zu stützen. Es handelt sich um ca. 650 Objekte. In die Auswahl nicht aufgenommen sind jene weiteren ca. 350 Einträge in der Datenbank, die Klöster und Kapellen (auch kleinerer christlicher Denominationen) betreffen. Obwohl diese oft ebenfalls ein Glockengeläut haben, ist eine Vergleichbarkeit nicht gegeben, da Klöster und Kapellen einen anderen Status als die Pfarrkirchen aufweisen und ein Kirchturm für sie in der Regel nicht vorgesehen ist. Die 650 zu analysierenden Objekte teilen sich auf in 490 Kirchen und 160 Gemeindezentren. 430 davon sind römisch-katholisch, 200 evangelisch-reformiert und 20 ökumenisch. Auf die Jahrzehnte verteilen sie sich folgendermaßen: 180 wurden in den 1950er-Jahren gebaut, 250 in den 1960er-Jahren, 130 in den 1970er-Jahren, 40 in den 1980er-Jahren und 50 von 1990 bis heute. Die Zahlen sind gerundet. In der Datenbank lassen sich die Objekte filtern nach Kanton, Baujahr, Konfession, Bautypus und Architekt. Zu jedem Objekt gibt es eine Fiche mit der Adresse, Abbildungen und Links zu Google Maps und Swisstopo.

Statt chronologisch vorzugehen, entscheide ich mich für eine Präsentation nach Typen, wobei ich zwischen freistehenden architektonischen Kirchtürmen, freistehenden skulpturalen Kirchtürmen, freistehenden Glockenträgern, in die Kirchenarchitektur integrierten Türmen sowie Glockenreitern und Glockenträgerwänden unterscheide (vgl. für die katholischen Kirchen Brentini 1994, 200–202). Angesichts der Größe des Untersuchungsgegenstandes und da die Datenbank zu fast jedem Objekt auch Abbildungen

bietet, verzichte ich auf eine Bebilderung des Aufsatzes, verweise jedoch in den Anmerkungen auf eine Auswahl von Beispielen.¹

Worauf ich nicht eingehe, sind jene Türme, die eine traditionelle bzw. vormoderne Formsprache aufweisen. In den 1950er-Jahren sind dies noch recht viele, das heißt, ungefähr 40% der Türme, auf den gesamten Zeitraum von 1950 bis 2025 gerechnet etwa 15%. Ziehe ich von den total 650 Kirchen und Gemeindezentren diejenigen mit „traditionellen“ Kirchtürmen sowie jene, von denen mir keine aussagekräftigen Fotos zur Verfügung stehen, ab, bleiben ca. 450 Kirchen, die ich analysiere. Für die statistischen Angaben sind die „traditionellen“ Kirchtürme jedoch mitberücksichtigt. Einleitend erwähnt sei noch, dass es zu den Kirchtürmen kaum kirchliche Verlautbarungen und auch sonst wenig schriftliche Quellen gibt. Als Kunsthistoriker gehe ich vom Bauwerk aus und versuche es in seiner Erscheinungsweise zu verstehen und zu deuten. Mit der Frage, welches Selbstverständnis von Kirche sich in der Formgebung und Symbolik der Türme spiegelt, hat der Aufsatz aber auch eine pastoraltheologische Perspektive.

1. Freistehende architektonische Kirchtürme

Etwa die Hälfte aller seit 1950 errichteten Kirchtürme sind freistehende Türme oder Glockenträger. Das ist beachtlich. Während bei älteren Kirchen die Kirchtürme in der Regel an die Kirche angebaut sind, beispielsweise im Winkel zwischen Schiff oder Chor und Querhaus, sich über der Vierung erheben oder aus der Fassade herauswachsen bzw. mit dieser verbunden sind, wird die Freistellung des Kirchturms in der Nachkriegszeit sehr beliebt. Ich unterscheide drei Typen von freistehenden Türmen, die ich in drei gesonderten Kapiteln vorstelle.

Der erste Typus sind die „freistehenden architektonischen Kirchtürme“. Vom zweiten Typus, den skulpturalen Kirchtürmen unterscheiden sich diese Türme dadurch, dass sie ein architektonisches Erscheinungsbild haben mit hochgezogenen Wänden und einem Dach. Sie stehen in der Tradition der freistehenden Glockentürme, die es schon im Mittelalter gibt, insbesondere in Italien. In der Fachsprache bezeichnet man sie als Campanile, wobei man diesen Begriff im Italienischen auch für nicht freistehende Glockentürme verwendet. In den 1950er-Jahren macht der Typus der freistehenden architektonischen Kirchtürme gut 40% aus, in den 1960er-Jahren halbiert sich der Anteil auf etwa 20%, während der freistehende skulpturale Kirchturm und der freistehende Glockenträger an Bedeutung gewinnen und je auf ebenfalls etwa 20% kommen.

1 Die Angaben beschränken sich auf den Namen des Dorfes bzw. der Stadt sowie die Konfession. 1 steht für römisch-katholisch, 2 für evangelisch-reformiert, 3 für ökumenisch. Der Name der Kirche ist nur genannt, wenn es in einem Dorf bzw. einer Stadt mehrere Kirchen der gleichen Konfession gibt. Die Reihenfolge ist chronologisch nach Baujahr.

Für fast alle der modernen Kirchtürme wurde als Baumaterial Beton verwendet. Dank der Stabilität des Materials können die Türme in ihrem Volumen reduziert werden, bis dahin, dass beispielsweise ein Turm wie der der Kirche Allerheiligen in Basel bei einer Höhe von ca. 40 Metern einen Grundriss von lediglich 3,8 mal 3,2 Metern aufweist. Die höchsten und schlankesten Türme finden sich in den 1950er-Jahren, danach nehmen Höhe und Schlankheit kontinuierlich ab. Ein ökonomischer Faktor mag in der Nachkriegszeit bei der Reduktion des Volumens eine Rolle gespielt haben, sicher auch die Ästhetik des Neuen Bauens, die Beschränkung auf das Wesentliche, auf die Funktion als Glockenträger. Im Grundriss sind die meisten Türme quadratisch oder rechteckig, zum Teil haben sie Satteldächer oder Pultdächer, mehrheitlich jedoch Flachdächer. Anders als zu früheren Zeiten, in denen die Formgebung oft lokalen Traditionen folgt, weisen die Türme der Nachkriegszeit eine große gestalterische Varietät auf. Und gleichwohl erkennt man sie als moderne Kirchtürme: beispielsweise daran, dass sie aus vorgegossenen Elementen zusammengefügt sind, oder daran, dass die Turmschäfte oder zumindest einzelne Seiten des Turms ungegliedert sind, das heißt, weder Fenster noch Geschosseinteilungen aufweisen. Bei etlichen Kirchen hat das Glockengeschoss herkömmliche Schallöffnungen, bei vielen ist es jedoch offen, so dass man die Glocken sehen kann. Die offenen Glockengeschosse wurden möglich dank der Festigkeit und Witterungsbeständigkeit des neuen Materials Beton. Während die Glockenstuben älterer Kirchen wegen der darin befindlichen, aus Holz gefertigten Glockenstühle durch Fenster und Schalläden vor der Witterung geschützt werden mussten, ist dies bei modernen Kirchen, bei denen die Glockenlager auf Betonkonsolen befestigt sind, nicht mehr nötig.²

Auf die Problematik der unverkleideten Glockenstuben werde ich weiter unten eingehen, hier möchte ich noch darüber nachdenken, was es damit auf sich hat, dass in der Moderne freistehende Kirchtürme so beliebt und verbreitet sind. Wie ist diese Tendenz zu erklären? Ein Grund ist sicher im neuen Material des Betons zu suchen, dessen Festigkeit den Türmen in sich genug Stabilität verleiht, sodass diese nicht mehr an ein Kirchengebäude angelehnt oder mit diesem verbunden werden müssen. Schnell (1969, 179) argumentiert ähnlich, wenn er schreibt: „Die neuen Bautendenzen, die den Eisenbeton immer stärker zum Einsatz brachten, konnten sich in einem allein stehenden Turm günstiger und reiner auswirken.“ Zwei weitere Argumente nennt der Schweizer Architekt Hermann Baur (in einem Brief von 1969 an die Schriftleitung der Zeitschrift „Das Münster“, zitiert nach Schnell 1969, 198): „Die Tendenz zum freigestellten Turm, die in den 20iger und 30iger Jahren [er datiert diese Tendenz bereits so früh] uns Architekten beschäftigte, ist meines Erachtens vor allem auf zwei Gründe zurückzuführen: Einmal aus dem Bedürfnis, die Funktion der einzelnen Baukörper voneinander

2 Kleine Auswahl an Beispielen: Basel (Allerheiligen, 1), Zürich (St. Felix und Regula, 1), Rheinfelden (1), Bern (Markuskirche, 2), Thayngen (1), Bümpliz (1), St. Gallen (Bruder Klaus, 1), Schlieren (1), Nuolen (1), Langendorf (3), Thun (Kirche Allmendingen, 2), Bonstetten (1).

abzusetzen und nach außen zum Ausdruck zu bringen, zum andern, weil man darin eine Möglichkeit sah, den Turm als Element der baulichen Gruppierung zu verwenden.“

Das erste Argument Baur findet sich, so scheint es mir jedenfalls, ähnlich bei Schnell (1969, 179), wenn er schreibt: „Das Ziel zu einem liturgisch ‚funktionellen‘ Kirchengebäude [er versteht darunter „Tendenzen zum Einraum, ohne architektonische Chorauscheidung“] ließ den Kirchturm zur Seite stellen. Der Campanile erhielt den Vorzug.“ Was er (ebd., 179) folgendermaßen ausführt: „[...] den entscheidenden ideellen Anstoß, dass der Turm zur Seite und prinzipiell sogar in Frage gestellt wurde, [gab] die neu erlebte Liturgie, da zu einem kirchlichen Gemeinderaum mit Abendmahlsaal-Charakter der Turm keine Beziehung hat.“ Schnell bringt also die Freistellung des Turms mit dem neuen Liturgieverständnis der Liturgischen Bewegung und des Zweiten Vatikanischen Konzils in Verbindung. Der Kirchenraum ist primär Versammlungsraum der Gemeinde, die Eucharistie ist Gemeinschaftsmahl. Dieses neue Liturgieverständnis soll durch den Kirchturm, der für die vertikale Dimension der Gottesbeziehung steht, nicht verunklärt werden, weshalb der Kirchturm freizustellen ist.

Auch das zweite Argument Baur, den Turm als Element der baulichen Gruppierung zu verwenden, nimmt Schnell (ebd., 179) auf: „Auch fügten sich diese neuen Betontürme der Gesamtanlage, die oftmals mehrere Bauten eines Pfarrzentrums umfassen sollte, in architektonischer Hinsicht besser ein, als z. B. ein Chorturm.“ Der freistehende Turm übernimmt die Aufgabe, die aus mehreren Teilen bestehende Anlage eines Kirchenzentrums zusammenzufassen, zu zentrieren. Oder er dient dazu, was ebenfalls oft zu beobachten ist, den Standort einer Kirche zu markieren, indem er beispielsweise direkt an einer großen Straße oder Kreuzung steht, während die Kirche davon leicht zurückgesetzt ist. In den modernen Städten mit anderen hohen Bauten wurde die Sichtbarkeit der Kirchen ein Thema. Dies umso mehr, als die Kirchengebäude selber tendenziell niedriger wurden.

2. Freistehende skulpturale Kirchtürme

Im Unterschied zu den „architektonischen Kirchtürmen“, die in der Regel vier gerade hochgeführte Wände sowie ein Dach haben, bezeichne ich als „skulpturale Türme“ solche, die einen stärkeren skulpturalen Charakter haben, wobei die Übergänge vom Typus der architektonischen Kirchtürme zum skulpturalen Typus sowie zum Typus des Glockenträgers, auf den wir im nächsten Kapitel eingehen, fließend sind. Skulpturale Türme waren besonders in den 1960er-Jahren beliebt. Skulptural kann zum Beispiel heißen, dass die Wände des Turms auf der ganzen Höhe so stark durchbrochen sind, dass man eher von einem Ständer sprechen möchte. Oder dass der Turm ein dünner Pfeiler ist, der sich in der Höhe zur Glockenstube weitet. Skulpturalen Charakter haben auch jene Türme, die die für Kirchtürme beliebte Tradition des Spitzhelms (steil

zulaufendes pyramidenförmiges Dach) aufnehmen, nun aber nur noch aus diesem Dach bestehen, das heißt, die Form einer Spitzpyramide haben.³

Die Türme mit den geschlossenen Glockenstuben sind eine Reaktion auf die Kritik, die die Türme mit offenen Glockengeschossen schon damals erhielten. Auch wenn letztere zum Teil auch positiv bewertet wurden – insbesondere gefiel der visuelle Reiz der freischwingenden Glocken – überwog in Fachkreisen doch die Meinung, dass für den Glockenklang eine Glockenstube günstiger sei, da sie erstens als Resonanzkörper bestimmte Obertöne verstärke, wodurch der Klang voller und harmonischer wirke, und zweitens den Klang bündele, dämpfe und seine Ausbreitung vor störenden Einflüssen wie Wind schütze. Es war, wie der Glockenexperte Matthias Walter (2007, 32) es nennt, eine „Gratwanderung zwischen visueller und akustischer Ästhetik“ (vgl. Walter 2022).

Der skulpturale Charakter vieler Türme der Nachkriegszeit verdankt sich wesentlich dem Material Beton, das Formgebungen erlaubt, die in anderen Materialien nicht möglich wären. Schnell (1969, 195) spricht von der „Möglichkeit der Gestaltungsvariabilität durch das Betonmaterial“. Auch der Architekt Ernst Gisel verteidigt seinen Turm der reformierten Kirche Effretikon mit dem Hinweis auf den Beton, indem er sagt (gemäß Hanak 2013, 34), dessen Form entspreche dem neuen Baumaterial. Man könne nicht mit neuem Material einen alten Turm machen. Während die Kirchengebäude funktionalen Kriterien genügen mussten und bei ihnen oft auch eine bestimmte Symbolik intendiert war (zum Beispiel die des Zelts), waren die Architekten bei der Gestaltung der Türme freier.

Der Turm von Effretikon ist der wohl am freiesten gestaltete Kirchturm der Schweiz. Entsprechend stark wurde er kritisiert. Er besteht aus fünf Pfeilern, die in der Mitte durch Querstreben sowie einen Balkon zusammengehalten sind. An einem der Pfeiler führt bis zum Balkon eine Treppe hoch. Die Glocken hängen frei zwischen den Pfeilern. Bekrönt ist der Turm mit einer massiven Betonplatte, die zur Hälfte horizontal auf den Pfeilern ruht, zur Hälfte diagonal nach oben weist. Dieses Element wurde nicht verstanden und entsprechend kritisiert. Es schien funktionslos, da der Turm kein Dach brauchte. Der Volksmund war in der Deutung erfinderisch und verlieh dem Turm (gemäß Hanak 2013, 49 und 55) Übernamen wie „Giraffentränke“, „Seelenabschussrampe“, „himmlischer Rasierstuhl“, „Storchennest“, „Betonfauteuil“, „Sitzbadewanne“, „Kieswerk“ und weitere. Der Architekt verglich den oberen Abschluss des Turms mit einer sich öffnenden Tulpe (Hanak 2013, 33). Auch assoziierte man ihn mit einer offenen Hand (Hanak 2013, 53). Ein markanter, daran angebrachter Wasserspeier deutet darauf hin, dass die „Hand“ als Schale ausgebildet ist, in der sich Wasser sammelt. Eigentlich ein Bild, dem man theologisch durchaus etwas abgewinnen könnte: eine Hand streckt sich dem Himmel entgegen, um dessen Segnungen zu empfangen.

3 Kleine Auswahl an Beispielen: Meilen (1), Zollikon (2), Illnau-Effretikon (2), Döttingen (1), Riehen (2), Zürich (Maria Krönung, 1), Basel (Gellertkirche, 2), Breitenbach (1), Uster (1), Strengelbach (2), Zug (St. Johannes, 1), Schöftland (1).

Jedenfalls ist klar: Der Turm folgt keinem strengen Funktionalismus, sondern will sprechende Architektur sein, versteht sich als Skulptur.

Im Jahr der Vollendung der reformierten Kirche Effretikon veröffentlicht Benedikt Huber (1961) in der Architekturzeitschrift „Das Werk“ einen kurzen, jedoch mit vielen Bildern versehenen Beitrag über Kirchtürme. Aktueller Anlass dafür sind unter anderem die Diskussionen um Gisels Kirchturm. Huber stellt fest, dass sich in Effretikon, aber auch andernorts, die Diskussion um den modernen Kirchenbau fast ausschließlich auf die Gestaltung des Turms konzentrierte. Dem Turm werde damit in der öffentlichen Meinung eine wesentliche Rolle im Kirchenbau zugeteilt, die eigentlich im Widerspruch zu den theologischen Grundlagen stehe, könne doch der Turm als integrierender Bestandteil des Gotteshauses theologisch nicht begründet werden. Offensichtlich besitze der Turm gewisse Gefühlsmomente, die in ihrer Bedeutung und auch in ihrer Aufgabe nicht unterschätzt werden dürfen. Die Tatsache, dass der Turm außer seiner Aufgabe als Glockenträger keine eigentliche Baufunktion besitze, habe unserer funktionellen Architektur einige Schwierigkeiten bereitet. In jüngerer Zeit erinnere man sich daran, was der Turm jedoch eigentlich zu allen Zeiten gewesen sei: „eine architektonische Plastik, eine Skulptur im großen Maßstab [...], ein plastisch geformtes Mal, ein Symbol“ (Huber 1961, 416–418). Huber plädiert dafür, die Kirchtürme nicht nach funktionalen Kriterien zu beurteilen, sondern sie als architektonische Skulpturen zu lesen, die plastischen Gesetzen folgen, und schließt (ebd., 418) mit der Hoffnung, „dass die gefühlsmäßigen Bindungen der Bevölkerung an dieses kirchliche Symbol“, auch wenn sie heute etwas strapaziert seien, „auf die Dauer aber neu gestärkt und intensiviert werden“.

3. Freistehende Glockenträger

Ein weiterer Typus von Kirchturm, dem wir von 1950 bis in die Gegenwart begegnen, sind einfache, freistehende Glockenträger. Auf die ganze Zeit gerechnet sind ungefähr 15% der Kirchtürme Glockenträger, wobei dieser Typus bei reformierten Kirchen verhältnismäßig stärker vertreten ist als bei katholischen. Das Konstruktionsprinzip der Glockenträger ist einfach. In der Regel bestehen sie statt aus vier Mauern und einem Dach aus lediglich zwei Wangen, die oben und eventuell auch zwischendrin miteinander verbunden sind und zwischen denen die Glocken hängen. Je nach Dicke und Tiefe der Wangen, Anzahl, Platzierung und Form der Verbindungselemente sowie Menge der Glocken variiert das Aussehen. Varianten sind Glockenträger mit mehreren Stelzen, die eine Art offenes Gehäuse bilden, in dem die Glocken aufgehängt sind. Vereinzelt ist das Gehäuse auf der Höhe der Glocken mit Schallläden verkleidet. Die Glockenträger mit Wangen sind in der Regel aus Beton, diejenigen mit Stelzen zum Teil aus Stahl. Allen Glockenträgern in ihren verschiedenen Variationen ist die Schlichtheit gemein. Es sind einfache Konstruktionen, oft nicht sehr hoch. Durch ihre Offenheit erscheinen sie leicht und unprätentiös. Sie folgen der Ästhetik des Neuen Bauens, das heißt, sind

funktionalistisch konzipiert. Ihre Formgebung bestimmt sich durch ihre Funktion, die darin besteht, die Glocken zu halten. Auf alles darüber Hinausgehende, auf jegliche Symbolik oder Repräsentanz, wird verzichtet. Wieder ist es der Stahlbeton, der dank seiner Festigkeit solche fragilen Strukturen erlaubt.⁴

Neben dem Material Beton, der Ästhetik des Neuen Bauens sowie wirtschaftlichen Faktoren gibt es auch theologische Gründe für das Aufkommen der Glockenträger in der Nachkriegszeit. Sie erschließen sich unter anderem aus Quellen, die Schnell (1969) zusammengetragen hat. Schnell kann nachweisen, dass bereits nach dem Ersten Weltkrieg Stimmen aufkommen, die die Berechtigung kostspieliger Kirchtürme infrage stellen (ebd., 178). Nach dem Zweiten Weltkrieg nehmen diese Stimmen zu. Auf dem ersten deutschen Evangelischen Kirchbautag 1946 in Hannover wird gefordert, dass von der Monumentalität abzurücken sei und eine bescheidene Kirchbaugestaltung gesucht werden müsse, „bei welcher der Turm eigentlich keinen Sinn mehr habe“ (ebd., 182). Als Ausdruck von Macht und Herrschaft, so wird an anderer Stelle gesagt, habe der alte Kirchturm ausgedient, außerdem sei es anachronistisch, heute im Kirchenbau mit den Türmen der modernen Verkehrs-, Industrie- und Verwaltungsbauten wetzeln zu wollen (ebd., 182–185). Da man auf Glocken aber doch nicht verzichten will, werden bescheidenere Kirchtürme empfohlen, allenfalls eben nur in Form eines Glockenträgers. Solche Lösungen seien zeitgemäßer, sinnfälliger und gerade in ihrer Bescheidenheit „Zeugnis des Glaubens und innerer Sicherheit“ (ebd., 188).

Da die Kirche sich nicht mehr als Staatskirche versteht, ist der alte Kirchturm als Ausdruck der Macht dieser Kirche infrage gestellt. Problematisch ist er auch in seiner Symbolik als Verbindungselement zwischen Erde und Himmel, als „Finger Gottes“ (vgl. Meier 2007), da er längst überragt wird durch andere, säkulare Türme. Die Funktion des modernen Kirchturms reduziert sich folglich darauf, Glockenträger zu sein. Und so ist es nur konsequent, wenn er auch in der Formgebung darauf reduziert wird, gemäß dem Leitsatz des Neuen Bauens: „Form follows function“.

Von freischwingenden sichtbaren Glocken geht eine Faszination aus, die mitverantwortlich sein dürfte für diese Art der Anbringung bei den Kirchtürmen und Glockenträgern der Nachkriegsmoderne. Die offenen Glocken erlauben, der Erzeugung des Glockenklangs, des Geläutes, zuzuschauen: dem energischen schnellen Hin- und Herschwingen der kleineren Glocken, dem majestätischen, langsameren Schwingen der großen. Der Schwung der Glocken schleudert deren Klang hinaus in die Umgebung, ungefiltert und ungebrochen. Es ist ein sehr direktes, akustisches und optisches Klangerlebnis. Der Künstler Thomas Huber, Sohn des Kirchenarchitekten Benedikt Huber, hat diese Faszination zum Thema einiger seiner Gemälde gemacht. In einem Aufsatz (Huber 2007, 15; vgl. Huber 2000) beschreibt er das optische Erlebnis der schwingenden Glocke

4 Kleine Auswahl an Beispielen: Bonfol (2), Basel (Thomaskirche, 2), Cottens (1), Bern (Bethlehem, 2), Turgi (2), Sarnen (2), Kastanienbaum (1), Lausanne (Temple de Montrioud, 2), Villmergen (2), Flüh (3), Lüterkofen (2), Savognin (2).

folgendermaßen: „Der Glockenmund ist rund, und im Schwung verengt er sich zusehends zu einer Ellipse, das runde Rund wird schmaler und enger, wird elliptisch und wächst dann wieder an, wird dicker und runder, um schließlich kurz als runder Kreis aufzublinden.“ Es gibt Kirchen, bei denen der Weg zum Eingang unter einem Glockenträger mit offenen Glocken hindurchführt. Hier kann man das Schauspiel vom Kreis zur Ellipse und wieder zurück besonders schön beobachten, für das Trommelfell der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher sind diese Türme allerdings eine Herausforderung.

4. In die Kirchenarchitektur integrierte Türme

Neben den freistehenden Kirchtürmen und Glockenträgern, die wie gesagt ungefähr die Hälfte aller Kirchtürme nach 1950 ausmachen, gibt es im modernen Kirchenbau auch Türme bzw. Lösungen für die Anbringung von Glocken, die in die Architektur des Kirchengebäudes bzw. des Kirchengemeindezentrums integriert sind. Sie machen über den ganzen Zeitraum ungefähr ein Viertel aus, wobei der Anteil in den 1950er-Jahren bei 5 % liegt, in den 1960er-Jahren bei 25 % und in den 1970er-Jahren bei 45 %. „In die Architektur integriert“ kann bedeuten, dass die Türme an die Kirchengebäude angebaut sind und sich mit diesen zu einer Gesamtform verbinden. Entsprechend der Variabilität der Grund- und Aufrisse der Kirchen variieren die Orte, wo die Türme angebaut sind: über dem Eingang, beim Chor, seitlich des Kirchenschiffs oder am Rande der Gebäudegruppe eines Kirchenzentrums. Bei anderen Kirchen wächst der Turm aus dem Gebäudeensemble heraus und ist mit diesem organisch verbunden. Die Türme weisen unterschiedliche Höhen auf, wobei festzustellen ist, dass die Höhe von 1950 bis 1980 tendenziell abnimmt. Viele der Türme ragen nur wenig über die übrigen Gebäudeteile hinaus, sodass die Kirchen bisweilen nicht sofort als solche zu erkennen sind. Diese Tendenz zu niedrigen Türmen geht zusammen mit dem Aufkommen der Kirchengemeindezentren, denen eine Auffassung zugrunde liegt, gemäß der die Kirche weniger Haus Gottes als vielmehr Haus der Gemeinde und Gemeinschaft ist. Die alte Funktion des Kirchturms, die Beziehung der Kirche zum Himmel zu symbolisieren, tritt in den Hintergrund zugunsten der Funktion, die Gemeinde zusammenzurufen, wofür es keinen speziell hohen Turm braucht. Die meisten der Türme haben geschlossene Glockenstuben und mit Lamellen versehene Schallöffnungen. Dass der prozentuale Anteil der in die Kirchenarchitektur integrierten und zumeist mit einer geschlossenen Glockenstube versehenen Türme in den 1970er-Jahren besonders hoch ist, kann damit in Verbindung gebracht werden, dass damals die Problematik der schlechten Klangqualität offener Glockenstühle zunehmend ins Bewusstsein geriet (vgl. Walter 2007 und Walter 2022).⁵

5 Kleine Auswahl an Beispielen: Reinach BL (2), Lohn-Ammannsegg (2), Winterthur (Kirche Rosenberg, 2), Luzern (St. Michael, 1), Urtenen-Schönbühl (2), Chur (Heiligkreuzkirche, 1), Möriken-Wildegg (1), Buttikon (1), Hausen am Albis (1), Embrach (1), St. Gallen (Reformierte Kirche Riethüsli, 2), Köniz (1).

5. Glockenreiter und Glockenträgerwände

Zwei aus dem älteren Kirchenbau bekannte Formen der Anbringung von Glocken sind der Glockenreiter und der Glockengiebel. Auch diese beiden Typen finden sich im Kirchenbau der Nachkriegsmoderne. Unter einem Glockenreiter versteht man einen Dachreiter, der als Glockenstuhl dient, wobei der Dachreiter auf dem First oder an anderen Stellen des Daches angebracht sein kann. In der Nachkriegsarchitektur finden wir diesen Typus besonders häufig bei den sogenannten Fastenopferkirchen, die der Architekt Hanns Anton Brütsch im Auftrag des Hilfswerks Fastenopfer in Form eines Firstzeltes entworfen hat. Der Glockenreiter besteht bei diesen Kirchen aus zwei zu einem spitzen Winkel zusammengeführten Dachflächen, deren eine die Schräge des Zeltdaches der Kirche fortsetzt, während die zweite senkrecht auf der anderen Dachschräge aufruhet.

Unter einem Glockengiebel versteht man eine über dem Giebel einer Kirche hochgemauerte durchbrochene Wand, in deren Öffnungen die Glocken hängen. Bei den Nachkriegskirchen finden sich entsprechende Lösungen nicht nur über dem Giebel, sondern an unterschiedlichen Stellen des Baus, weshalb dafür der neutralere Begriff der Glockenträgerwand angemessener ist. Auch gibt es ein paar Beispiele, bei denen die Glocken einfach an einer der Fassaden der Kirche angebracht sind. Glockenreiter und Glockenträgerwände sind die kostengünstigsten Glockentürme. Besonders häufig finden wir sie in Diasporagebieten, also bei kleinen Gemeinden mit wenig Finanzkraft. Auch die Fastenopferkirchen waren ein Angebot vor allem für Diasporagemeinden.⁶

6. Schluss

Moderne Kirchen, die nicht nur keinen Turm, sondern auch keine Glocken haben, gibt es ebenfalls, aber nur vereinzelt. Die Gründe dafür sind unterschiedlich. In einem Fall fehlen die Glocken, weil die Gemeinde das Geläut der benachbarten anderskonfessionellen Kirche mitbenutzen darf. In einem anderen Fall wollte man den Charakter des Kirchlichen zurücknehmen. In weiteren Fällen spielte möglicherweise der Anachronismus der öffentlichen Zeitanzeige eine Rolle oder vielleicht die zunehmende Kritik, der der Stundenschlag und das Kirchengeläut heute zum Teil ausgesetzt sind (vgl. Mittl 2008). Doch sind dies Ausnahmen.⁷

Die Kirchtürme der Nachkriegszeit weisen eine Vielfalt von Formen auf, die es davor nicht gab. Diese Vielfalt ist wesentlich dem neuen Baumaterial des Stahlbetons zu verdanken. Dessen Festigkeit und das Gussverfahren erlauben es, die Kirchtürme schlanker und freier in der Formgebung, das heißt, plastischer zu gestalten. Regionale und konfessionelle Typologien, wie sie sich bei älteren Kirchtürmen finden, verschwinden

6 Kleine Auswahl an Beispielen: Basel (St. Michael, 1), Corgémont (1), Seon (1), Belp (1), Bassersdorf (1), Jona (2), Steinhausen (3).

7 Kleine Auswahl an Beispielen: Therwil (2), Basel (Lukaskirche, 2), Uetikon am See (1), Dättwil (3).

weitgehend. Der Kirchenbau wird überregional, gar international. Die konfessionelle Abgrenzung ist kein Anliegen mehr, wichtiger ist das überkonfessionelle Bekenntnis zu einem modernen Baustil. Damit gleichwohl erkennbar bleibt, ob die Türme zu einer katholischen oder einer reformierten Kirche gehören, markiert man sie mit einem Kreuz bzw. einem Hahn. Diskussionen über das Selbstverständnis der Kirche führen dazu, dass die Kirchtürme im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte tendenziell niedriger werden. Der Turm soll nicht mehr die Macht der Kirche repräsentieren, seine Funktion reduziert sich auf die des Glockenträgers. Auch wenn die optische Präsenz zurückgeht, mit dem Stundenschlag und dem Glockengeläut, auf das nur in ganz wenigen Fällen verzichtet wird, sind die römisch-katholische und die evangelisch-reformierte Kirche im öffentlichen Raum zumindest akustisch weiterhin präsent. Mit dieser öffentlichen Präsenz bekunden die Kirchen, dass, gemäß ihrem Selbstverständnis, Religion keine bloß private, sondern eine öffentliche Angelegenheit ist (vgl. Strahm 2007, 5).

7. Kartografischer Appendix

Der Anspruch der Schweizer Landeskirchen, im öffentlichen Raum präsent und erkennbar zu sein, spiegelt sich auch in den Karten der Eidgenössischen Landestopografie, heute Swisstopo. Seit ihrer Gründung im Jahr 1838 – die erste Karte erscheint 1845 – verwendet die Eidgenössische Landestopografie als Symbol für eine „Kirche“ (so ist das Symbol in den Legenden der Karten vor 2014 beschrieben) einen Kreis mit Punkt in der Mitte, zum Teil auch ohne Punkt. Auf den Karten im Maßstab 1:10'000 (nur digital) und 1:25'000 markiert das Symbol den Standort des Turms, bei den größeren Karten wird es zum Zeichen für die gesamte Kirche. Ich gestehe, dass ich lange davon ausging, alle Kirchen seien auf den Karten mit diesem Symbol markiert. Schon länger stellte ich allerdings fest, dass einige, vor allem moderne Kirchen fehlten. Doch erst jetzt verstehe ich, welche Kirchen fehlen und warum. Es sind die Kirchen, die keinen Kirchturm haben, da das Zeichen für Kirche identisch ist mit der Bezeichnung des Kirchturms. Auf die Problematik dieser „Gleichsetzung“ von Kirche und Kirchturm scheinen inzwischen auch die Kartenverantwortlichen aufmerksam geworden zu sein, weshalb in der Zeichenerklärung zu den neueren Karten seit 2014 das Symbol des Kreises mit Punkt nicht mehr als Kirche, sondern als „Kirchturm / sakraler Turm“ beschrieben wird. Damit ist zwar die begriffliche Unschärfe behoben, doch bleibt das Problem, dass Kirchen, die keine Kirchtürme haben, auf den Karten nicht als Kirchen erkennbar sind. Das ist störend, da man den Kreis mit Punkt selbstverständlich weiterhin auch als Symbol für Kirche liest, insbesondere auf den größeren Karten. Ich möchte beliebt machen, einige moderne Kirchen, die bislang auf den Karten von Swisstopo nicht markiert sind, weil sie eben keinen oder keinen gut erkennbaren Turm haben, ebenfalls als Kirchen zu

kennzeichnen.⁸ Als Begründung dafür verweise ich zum einen darauf, dass es auf den Karten bereits jetzt Sakralbauten gibt, die mit dem Turmsymbol markiert sind, obwohl sie keinen Turm haben, zum andern darauf, was uns die vorliegende Recherche vor Augen geführt hat: dass es im modernen Kirchenbau unzählige Varianten von Kirchtürmen und Glockenträgern gibt, und dass eine Kirche eine vollwertige Kirche ist, auch wenn sie keinen Kirchturm hat.

Literaturverzeichnis

- Brentini, Fabrizio (1994). Bauen für die Kirche. Katholischer Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in der Schweiz. Luzern: Edition SSL.
- Datenbank Moderner Kirchenbau in der Schweiz, abrufbar unter <https://www.schweizerkirchenbautag.unibe.ch> [8.4.2025].
- Erne, Thomas & Probst, Jörg (Hg.) (2014). Beton. Material und Idee im Kirchenbau (KBI 05, EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, Marburg). Marburg: Jonas Verlag.
- Hanak, Michael (2013). Reformierte Kirche Effretikon. Provokativer Paradebau der Nachkriegsmoderne (Kleine Schriften zur Zürcher Denkmalpflege, Heft 11). Zürich und Egg: Baudirektion Kanton Zürich, Amt für Raumentwicklung, Archäologie und Denkmalpflege, Kantonale Denkmalpflege.
- Huber, Benedikt (1961). Kirchtürme. In: *Das Werk*, 48, 416–419. <https://doi.org/10.5169/seals-37654> [8.4.2025]
- Huber, Thomas (2000). Glockenläuten. Sonnez les matines. Ausstellungskatalog Brüssel (Palais des Beaux-Arts), Zürich (Helmhaus), Wolfsburg (Städtische Galerie).
- Huber, Thomas (2007). Der Kirchenraum. In: *Kunst und Kirche*, 70, Heft 1, 13–26.
- Meier, Hans-Rudolf (2007). „Le doigt de Dieu“. Funktion und Symbolik von Kirchtürmen. In: *Kunst + Architektur*, 58, Heft 2, 6–12. <https://doi.org/10.5169/seals-394362> [8.4.2025].
- Mittl, Stefan (2008). Kirchenglocken – Vom Prestigeobjekt zum Juristenfutter. In: *Kunst und Kirche* 71, Heft 4, 43–45.
- Schnell, Hugo (1969). Die Entwicklung des Kirchturms und seine Stellung in unserer Zeit. In: *Das Münster*, 22, 85–96 und 177–204.
- Schweizer, Rainer J., Leuenberger, Michael (Hg.) (2009). Kulturerbe: Beton. [Themenheft von] *Kunst + Architektur*, 60, Heft 4.
- Strahm, Doris (2009). Zur Bedeutung und Funktion des Kirchturms, abrufbar unter https://www.interelthinktank.ch/wp-content/uploads/2009/05/63_kirchturm_strahm.pdf [8.4.2025]

8 Kleine Auswahl an Beispielen: Basel (San Pio X, 1), Regensdorf (1), Binningen (2), Genf (Temple de la Servette, 2), Bremgarten BE (1), Heimberg (2), Arni (3), Lausanne (Centre oecuménique et de quartier du Bois-Gentil, 3), Wädenswil (1), Wilen (3), Augst (3), Kriegstetten (1).

Wagner, R. A. (1953). Schweizer Kirchtürme. In: Cementbulletin, 21, Nr. 13, 1–8.

<https://doi.org/10.5169/seals-153294> [8.4.2025].

Walter, Matthias (2007). Der Kirchturm als Glockenträger. In: Kunst + Architektur, 58, Heft 2, 28–35.

<https://doi.org/10.5169/seals-394365> [8.4.2025].

Walter, Matthias (2022). Moderne Kirchtürme. Glockenlärmproblematik und neue Lösungsansätze. In: Johannes Stückelberger (Hg.). Moderner Kirchenbau in der Schweiz. Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 75–87.

Prof. Dr. Johannes Stückelberger

Emeritierter Dozent für Religions- und Kirchenästhetik, Universität Bern, Theologische Fakultät; emeritierter Titularprofessor für Neuere Kunstgeschichte, Universität Basel

Helvetierstrasse 30

CH-4106 Therwil

+41 (0) 79 738 24 79

johannes.stueckelberger@unibe.ch

https://www.praktischetheologie.unibe.ch/ueber_uns/personen/prof_em_dr_stueckelberger_johannes/index_ger.html